

Gottesvolk aus Juden und Heiden eine Herde unter dem einen Hirten sein wird an Seinem Tage!

2. Ich verstehe durchaus, daß man bei der knappen Formulierung der These I, A, 2 an Subordinationismus denken kann, weil gewiß von Rosenzweig aus zunächst subordinatianisch gemeint war, was Sie zitieren, und er natürlich zwar auf den Vater hofft, aber nur sehr bedingt auf den — immerhin wenigstens uns Heiden-Söhne zum Vater führenden — Sohn. Objektiv aber scheint mir, daß mit dem Ausdruck von Rosenzweigs Hoffnung so ziemlich das Gegenteil gesagt ist, von dem er meinte: Der Deus Trinus ist Der, Der „alles in allem“ sein wird, wenn sich einst zeigt, was jetzt noch (durch die Binde über den Augen der Synagoge) verhüllt ist: Daß die „Welt des Sohnes“, dem alles unterworfen sein wird, dem (mit dem Sohne ja einigen) Vater untergeben ist, keinem „andern“ (Js 42, 8); das ist, was ein Jude — wie wir — bekennen, wenn auch — als ‚Jude‘ — noch nicht verstehn kann, wenn er mit Rosenstock 1. Kor 15, 28 unterschreibt, also Jesus wenigstens einmal als Heidenheiland gelten läßt.

3. Wie bei allen Ihren Fragen, so hier ganz besonders, bin ich für die Gelegenheit dankbar, die knappe These durch Erläuterung etwas besser verständlich zu machen. Das Neue Testament bezeugt uns, daß der altisraelitische Auferstehungsglaube zunächst nur Glaube an das leibhaftige Wiedererwecktwerden der Verstorbenen war (bes. deutlich Jo 11, 24). Demgegenüber ist es die jubelnde Gewißheit der Apostelzeit, zu der sich Paulus immer klarer durchringt (Phil 1, 23) und von der die ganze Apokalypse voll ist: Schon „von jetzt an“ (Aph 14, 13) sind Selige, die da im Herrn sterben. Daß dieser ‚Herr‘ für die Juden noch nicht Jesus ist, braucht als Selbstverständlichkeit hier wahrhaftig nicht wiederholt zu werden; daß auch sie auf die Gottgeborgenheit des Verstorbenen schon ‚vor‘ dem jüngsten Tag hoffen lernten (wohl in der Linie von Luk 16, 22. 25), darf dankbar anerkannt werden.

4. Erst muß man einmal ohne Einschränkung anerkannt haben, daß laut Gottes Wort die Erfüllung des Gesetzes das Leben verbürgt, um dann hinzusetzen zu können, daß *Jesu Christi* urbildliche Erfüllung des Gesetzes den es in ihm kraft der sakramentalen Teilhabe an seinem Sterben und Auferstehn anteilig erfüllenden Lebens-Bürgschaft ist; es ist nicht einzusehn,

warum man nicht die erste Teil-Aussage als mit den Juden gemeinsame bekennen soll, wenn nur die *ergänzende* unterscheidend christliche zweite nicht fehlt. Ist es doch der Sinn dieser Thesen, erst das Gemeinsame für sich und dann das Trennende für sich klar herauszustellen.

5. Moses selbst spricht inspiriert, ist also nicht bloß unfehlbar wie Petrus (ex cathedra), sondern redet Gottes eigne Worte (was für Petrus nebst Nachfolgern nicht gilt, außer in Petri Acta-Reden); was die Inhaber der Cathedra Mosis anlangt, so kann die ihnen Mt 23 zuerkannte ‚Unfehlbarkeit‘ höchstens analog zu der des Cathedra-Petri-Inhabers sein; d. h. der Akzent liegt auf der Unterscheidung des fragwürdigen Wandels von der ‚im ganzen‘ korrekten Lehre (an der dann aber auch gleich als ‚unerträgliche Lasten Aufbinden‘ kritisiert wird). Woran mir liegt, ist ja nur: den Juden zu zeigen, daß unser Begriff von Lehramtsautorität nicht von uns erfunden, sondern von ihnen her übernommen ist — und präzisiert, wäre beizufügen (vgl. E. Stauffer, Zur Vor- und Frühgeschichte des Primates Petri ZKG 62, 1944. Zum Kalifat des Jacobus ZRG IV, 1952). Der Autoritäts-Transfer ist *als realer* anzunehmen und schon Mt 16, 18 prinzipiell vollzogen, Pfingsten — durch Eintreffen der verheißenen Geist-Ausgießung und ‚Amtsantritt‘ Petri — manifestiert, durch Gamaliel II. ähnlich ‚negativ ratifiziert‘, wie z. B. das Häretischgeworden-sein der Lutheraner durch ihre schließliche Nichtanerkennung des von ihnen selbst geforderten (und zeitweise sogar — aus Kursachsen — beschickten) Trienter Generalkonzils.

6. Ich möchte meinen, daß weit mehr brüderliche Liebe in einer bis aufs äußerste um taktvolle Zurückhaltung bemühten Form der ‚Conversation‘ sich gut paulinisch auswirken kann, als sich meist in leidenschaftlichem Proselytismus auswirkt (vgl. Mt 23, 15 und die ‚Bekehrungsmethoden‘, die Browe geißelt).

Zum Schluß haben Sie aufrichtigen Dank dafür, daß Sie mir durch die Äußerung Ihrer Einwände willkommene Gelegenheit gaben, mich näher zu erklären, und seien Sie mit den allerbesten Wünschen für Ihr Werk begrüßt

von Ihrem
gez. Karl Thieme

4. Neuere Forschungen zur Liturgie des nachbiblischen Judentums

Von Dr. Friedrich Stummer, Professor für alttestamentliche Wissenschaft an der Universität München

Die synagogale Liturgie ist reiner Wortgottesdienst, unterstützt und belebt durch ein Brauchtum, das gewiß seinen Reichtum hat und das Gemüt des gläubigen Juden wohl anzusprechen und zu packen vermag, aber im Vergleich zu den entfalteten Zeremonien anderer Religionen sparsam genannt werden kann. Wesentlich besteht der jüdische Gottesdienst aus Gebet und Lesung. Opfer (blutige und unblutige) kennt er nicht, oder richtiger: nicht mehr, seit im Jahre 70 n. Chr. der Tempel zu Jerusalem, die einzige vom Gesetz erlaubte Opferstätte, zerstört wurde. Diese Katastrophe ist bis zum heutigen Tage Gegenstand der Trauer, und der Wiederaufbau des Tempels gehört zu den heißesten Wünschen, die der fromme Jude für die Endzeit hegt. Aber praktisch wird die Opferliturgie kaum vermißt, und es gehört zu den Rätselfn, welche das Judentum der Religionswissenschaft aufgibt, daß die Synagoge den Verlust ihres Zentralheiligtums, des einzigen Ortes, wo der

volle Kultus möglich war, ohne wesentlich Erschütterung überstanden hat, während andere Religionen die Vernichtung ihrer Heiligtümer nicht überlebt haben. Freilich hat das Alte Testament, und zwar nicht nur die Propheten, sondern sogar das Gesetz selber, in dieser Richtung sehr wesentliche Vorarbeit geleistet¹.

¹ Auf diese Frage kann in diesem Zusammenhang nicht näher eingegangen werden. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die Zentralisation des Opferwesens auf einen einzigen Ort selbst vielen in Palästina wohnenden Juden die Darbietung blutiger oder unblutiger Gaben sehr erschwerte und, soweit sie vorgeschrieben war, zu einer mit großen Lasten verbundenen Pflicht machte. Je weiter sich vollends die Diaspora ausbreitete, desto mehr wuchs der Kreis der Juden, denen das Opfer — auch das vom Gesetz vorgeschriebene! — praktisch so gut wie unmöglich war. Als Mittel der täglichen Gottesverehrung schied es für diese Leute tatsächlich aus. Wie aus dem „Rundbrief zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk“ V, 17/18 August 1952, Seite 26 f. hervorgeht, wird die Frage, was mit dem Tempelberg zu geschehen habe, wenn Jerusalem in seiner ganzen Ausdehnung in den Besitz des Staates Israel käme, unter den Juden lebhaft

Für uns Nichtjuden ist natürlich das Verständnis der synagogalen Liturgie mit gewissen Schwierigkeiten verbunden. Nicht als ob es sich um einen „Geheimkult“ handelte, wie wohl gewisse Agitatoren des Antisemitismus den Leuten einreden möchten, wobei der Umstand weidlich ausgenützt wird, daß die hebräischen Schriftzeichen an den Wänden der Synagogen und in den Gebetbüchern den Unkundigen natürlich seltsam und geheimnisvoll anmuten. Die Sprache der jüdischen Liturgie ist nicht die eigentliche Schwierigkeit². Diese ist vielmehr keine andere als die, welche wir den sakralen Texten jeder Religion gegenüber erleben, die nicht die unsere ist: der Mangel an Gewöhnung und Einfühlung. So studieren wir auch die Texte der synagogalen Liturgie aus philologischem oder religionsgeschichtlichem, aber nicht aus liturgischem Interesse; wir beten sie nicht mit!

Es seien hier nun kurz die Hauptbestandteile der jüdischen Liturgie erwähnt. Insofern sie Gebetsgottesdienst ist, muß an erster Stelle das „Schemá“ genannt werden, das seinen Namen von dem Anfangswort hat. Es besteht aus den Bibelabschnitten Dt 6, 4—9; 11, 13—21; Num. 15, 37—41. Der wichtigste und auch wohl der älteste Abschnitt ist der erste: „Höre (schemá!) Israel, Jahwe, dein Gott, Jahwe ist einer! Und du sollst Jahwe, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und soviel du vermagst (wörtlich: aus deiner ganzen Kraft) ...“ Auf Grund von Dt 6, 7 wird dieses Gebet (oder richtiger: Bekenntnis) morgens und abends rezitiert. Umrahmt wird es jedesmal von zwei Benediktionen, die für Morgen- und Abendgebet verschieden sind.

Ein zweiter wesentlicher Bestandteil ist das „Achtzehn-gebet“ (Schmone Esre), so genannt, weil es aus achtzehn (jetzt tatsächlich neunzehn) Benediktionen besteht. Seine Bedeutung erhellt schon daraus, daß es Tephillah, d. h. „Gebet“ genannt wird; es ist also *das* Gebet schlechthin. Über seinen Inhalt sei nur gesagt, daß es Lobpreisungen und Bitten enthält: nicht unerwähnt aber bleibe, daß die Frage, wie sich Achtzehn-Gebet und Vater-Unser zu einander verhalten, ein immer wieder erörtertes Problem ist³.

An den Sabbaten und Festtagen kommen noch die Musaph(= Zusatz)-Gebete dazu, eine Analogie zu den Zusatzopfern, die im Gesetz für diese Tage vorgeschrieben sind (Num 28, 9 ff.).

Das sind die hauptsächlichsten Bestandteile der sogenannten „Stammgebete“, welche sich, im wesentlichen gleichlautend, in allen Riten finden, welche das Judentum entwickelt hat⁴.

Der Lesegottesdienst verteilt in einem (jetzt einjährigen) Cyclus die „Thora“ (Das Gesetz, d. h. die fünf Bücher Moses) auf die Sabbate. Zu jeder dieser „Paraschen“ (Abschnitte) kommt eine „Haphtara“, d. h. eine Perikope aus den Propheten. An gewissen Tagen dient als Festlektion eine der „fünf Rollen“: Hohes Lied (Pessach), Ruth (Wochenfest = Pfingsten), Klagelieder (9. Ab = Tag der Zerstörung des Tempels durch Titus), Prediger (Laubbüttenfest), Esther (Purim).

Der eiserne Bestand der Gebetsliturgie hat nun im

diskutiert. Aber nur ein kleiner Teil der orthodoxen Judenheit denkt an eine Wiedereinrichtung des Opferdienstes. Wie es scheint, geschieht auch das mehr aus dem Streben nach gewissenhafter Erfüllung des Buchstabens des Gesetzes, als aus innerer Begeisterung für blutige und unblutige Opfer.

² Jeder Student der Theologie, der Hebräisch gelernt hat, kann die meisten Texte ohne weiteres verstehen und sich in die schwierigen Partien einarbeiten, wenn er sich dafür interessiert.

³ Vgl. J. G. Kuhn, Achtzehngebet und Vaterunser und der Reim. Tübingen 1951.

⁴ Den hebräischen Text findet man bequem zusammengestellt bei W. Staerk, Altjüdische liturgische Gebete (Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen 50), 2. Aufl. Berlin 1930.

Laufe der Jahrhunderte mannigfache Erweiterungen erfahren. Daß auch im Gottesdienst der Synagoge der Psalmengesang eine Rolle spielt sei nur erwähnt. Hauptsächlich dient aber der Bereicherung und Ausschmückung des Gottesdienstes das religiöse Lied, der „Piut“ (Lehnwort aus dem Griechischen, poiotes = Dichter). Hier haben wir das variable Element der synagogalen Liturgie. Zwar hat es bis in die Neuzeit hinein immer wieder Gegner des Piut gegeben. Aber das hat nicht gehindert, daß die Zahl der Dichter solcher Piutim (Mehrzahl von Piut) Legion ist. Eine Reihe ihrer Schöpfungen fand in den verschiedenen Riten Aufnahme, und manche erhielten sich bis auf den heutigen Tag. „Paitanim“ d. h. Dichter von Piutim, die für die Liturgie der deutschen und polnischen Juden bis heute Bedeutung behalten haben, sind z. B. die lange Zeit von undurchdringlichem Geheimnis umwittelte Gestalt des Eleazar be-Rabbi Kalir, kurzweg Kalir oder „der“ Kalir (hak-Kalir) genannt, und Glieder der aus Lucca in Italien eingewanderten Familie Kalonymos in Mainz (10. Jahrhundert). Die Geschichte der synagogalen Liturgie und besonders der gottesdienstlichen Dichtung war schon von jeher ein weites Feld, das Generationen von Gelehrten Arbeit zu geben vermochte⁵.

Nun hat aber die Forschung einen weiteren starken Antrieb erhalten durch die 1896, also vor fast sechzig Jahren, geglückte Entdeckung der *Geniza* der Synagoge von El-Fostat (Alt = Kairo) in Ägypten, deren Wichtigkeit gerade für die älteren Perioden der Liturgie und insbesondere des Piut immer mehr zutage tritt. Was ist eine Geniza? Dem jüdischen Brauch zufolge werden religiöse Schriften (Thorarollen, Handschriften und Drucke von Bibeltexten, Gebetbücher, theologische und asketische Werke usw.), wenn sie durch Alter, Beschädigung oder durch einen anderen Grund unbrauchbar werden, nicht verbrannt oder sonstwie vernichtet, sondern in einem Nebenraum der Synagoge, der sogenannten Geniza, abgelegt. Von Zeit zu Zeit wird diese entleert, und die dort gefundenen Bücher und Buchreste werden auf dem Friedhof der Gemeinde feierlich bestattet. In der Synagoge von Kairo war das aus unbekannten Gründen jahrhundertlang unterlassen worden, und so kann man sich denken, daß der Entdecker ein ungeheures Material vorfand, das sich im Laufe der Zeit aufgestapelt hatte. Nur nebenbei sei erwähnt, daß auch die Bibelwissenschaft aus diesem Fund Nutzen gezogen hat: es sei nur an die Wiederentdeckung umfangreicher Teile des hebräischen Textes des alttestamentlichen Buches Jesus Sirach erinnert. Uns interessieren hier natürlich die liturgischen Texte, die einen sehr bedeutenden Teil des Materials ausmachen. Aber es handelt sich nicht um vollständige, gut erhaltene Handschriften, von sachkundigen Bibliothekaren sorgfältig konserviert und betreut, sondern eben um Bruchstücke. Dazu kommt noch ein anderer, sehr betrüblicher Umstand, der die Arbeit der Forschung nicht wenig hemmt: es fand sich damals kein wissenschaftliches Institut, das sich entschließen konnte, das gesamte Material für sich zu erwerben. Daher wurde der Inhalt der Geniza in eine ganze Reihe von öffentlichen Bibliotheken und privaten Sammlungen zerstreut, und so kommt es, daß der Anfang eines Textes sich z. B. in Oxford,

⁵ Grundlegend, wenn auch in vielem durch den Fortschritt der Forschung überholt, sind die Werke von Dr. Leopold (Lipman Jomtov) Zunz (1794—1886): „Die Gottesdienstlichen Vorträge der Juden“ (1872), „Literaturgeschichte der synagogalen Poesie“ (1863, Nachtrag 1867), „Die synagogale Poesie des Mittelalters“ (1855, 2. Aufl. 1920). Aus neuerer Zeit ist zu nennen: J. Davidson, Ozar hasch-schira wehapp-piut, New York 1925—29. Einen guten Einblick, auch in die weltliche Poesie, gibt H. Brody, Anthologia Hebraica, Leipzig 1922. Für die synagogale Liturgie und ihre Geschichte überhaupt sei verwiesen auf Ismar Elbogen, „Der jüdische Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung“, 3. Aufl. Frankfurt 1941.

das Ende aber ganz woanders befindet. Hier leistet nun eine Einzelpersonlichkeit, der Buchhändler Salman Schocken, Gründer und Inhaber des Schocken-Verlages⁶ (früher in Berlin, jetzt in Tel-Aviv) der Wissenschaft des Judentums einen erheblichen Dienst: in dem von ihm ins Leben gerufenen „Forschungsinstitut für hebräische Dichtung“ (gegründet in Berlin, während des „Dritten Reiches“ nach Jerusalem übertragen), sammelt er Photographien aller Genizafragmente, welche liturgische Poesie enthalten, so daß das gesamte einschlägige Material an einer Stelle vereinigt sein wird. Dr. Menachem Zulay, wohl der beste Kenner dieser Texte⁷, betreut diese kostbare Sammlung wissenschaftlich und hat kürzlich über seine Arbeit einen anschaulichen Bericht gegeben⁸. Natürlich beteiligen sich noch andere Forscher an der Durcharbeitung des Materials aus der Geniza. Es sei hier nur erwähnt Dr. Alex. Scheiber, der Direktor der Landesrabbinerschule in Budapest, wo in der Sammlung David Kaufmann eine ansehnliche Zahl von Fragmenten aus Altkairo sich befindet. Vorläufig muß freilich die Arbeit noch hauptsächlich in der Sichtung, Ordnung und Edition des Materials bestehen, erfordert also viel Geduld und Entsagung.

Immerhin beginnen sich aber schon Ergebnisse herauszukristallisieren, welche für die Geschichte der jüdischen Liturgie bedeutsam sind. Vor allem wurden eine Reihe von Dichtungen älterer Paitanim wiederentdeckt, von denen wir bis jetzt nur aus gelegentlichen Erwähnungen jüngerer Schriftsteller, vor allem des berühmten R. Saadjah Gaon aus dem Fajjum in Ägypten († 942), wußten. Die dort angeführten Namen sind uns nicht mehr nur „Schall und Rauch“, sondern wir können uns von der literarischen Eigenart ihrer Träger eine mehr oder weniger deutliche Vorstellung machen, so sehr auch ihre äußeren Lebensumstände noch in Dunkel gehüllt sind und wohl auch immer bleiben werden. So ist es dem eben erwähnten Dr. M. Zulay gelungen, in Weiterführung der Arbeit früherer Forscher die Piutim eines früher nur aus späteren Quellen den Namen nach bekannten Jannai bis auf geringe, durch die Beschaffenheit des Materials bedingte Lücken wieder zusammenzustellen⁹. Ferner ist es jetzt klar, daß der hochberühmte Paitan Eleazar be-Rabbi Kalir spätestens in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts n. Chr. gelebt hat: denn wie aus dem Vergleich einer Stelle aus einem kürzlich von A. Scheiber veröffentlichten Piut dieses Dichters mit dem Koran (Sure 5, 69) hervorgeht, müssen seine Dichtungen im Jahre der Flucht Mohammeds nach Medina (622 n. Chr.) in der dortigen Judengemeinde bekannt gewesen sein¹⁰. Dann muß aber Jannai, der nach der Tradition älter als Kalir ist, wohl vor 500 n. Chr. angesetzt werden, und andere Paitanim, die uns wieder bekannt geworden sind, werden wenigstens teilweise als seine Vorgänger zu betrachten sein.

Ein anderes Beispiel! Während die gegenwärtige Liturgie der Synagoge an den Wochentagen keine Piutim kennt, sind in der Zeit, aus der die Genizatekste stam-

men, solche für den Gottesdienst an Werktagen bestimmte Dichtungen vorhanden gewesen, wie Veröffentlichungen von Zulay, Widder und Scheiber¹¹ in jüngster Zeit gezeigt haben. Ob es sich um einen Brauch handelt, der in der alten Zeit allgemein war, oder nur um einen Spezialritus einzelner Gemeinden oder Gegenden, läßt sich meines Wissens noch nicht sagen. Immerhin ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die heutige Werktagsliturgie Rückbildung einer entfalteten Gestalt, von dieser aus gesehen, also eine Kümmerform ist. Wichtiger scheint mir etwas anderes zu sein. Besonders die von Zulay herausgegebenen Texte, die sich auf die einzelnen Wochentage verteilen, besingen jeweils das Werk eines der Schöpfungstage und stellen eine Beziehung zwischen diesem und einer der Taten her, die Jahwe zur Erlösung Israels getan hat, verknüpfen also das Kosmologische mit dem Soteriologischen. Im wesentlichen das gleiche tut aber auf seine Art Gregor der Große († 604) in den Feriahymnen der Vesper, die wir noch heute im Brevier haben. Nun ist es nach dem eben Gesagten klar, daß der große Papst Zeitgenosse Kalirs ist, der seinerseits einen Höhepunkt in der Geschichte der synagogalen Poesie darstellt, wie Gregor in der christlichen Hymnendichtung. Verwandtschaft und Sonderart der beiden Größen klar herauszuarbeiten, ist eine reizvolle Aufgabe der vergleichenden Liturgieforschung.

Oder: wir wußten aus literarischen Quellen, daß in Babylonien die Lesung der Thora auf einen dreijährigen Cyclus verteilt war. In dem uns von M. Zulay und anderen wiedergeschenkten Lebenswerk des Paitans Jannai haben wir den handgreiflichen Beweis für diese Überlieferung. Es hat sich übrigens ergeben, daß es auch in Palästina und Ägypten Gemeinden gab, die diesem Babylonischen Brauch folgten. Wir begreifen aber auch, warum Jannais Dichtungen so völlig vergessen werden konnten: als der in Palästina übliche einjährige Vortragszyklus allgemeiner Brauch wurde, waren seine Piutim im Gottesdienst nicht mehr verwendbar und verfielen der Geniza. Endlich werfen die wiedergefundenen Texte auch Licht auf die Entwicklung der künstlerischen Form des Piut, insbesondere der „Keroba“, d. h. der Dichtung, die in das Achtzehngebet eingefügt wird. Während die älteren Piutim noch in Sätzen sich bewegen, die durch die gleiche Zahl hochbetonter Silben (Hebungen) sich als Verse ausweisen, ist für die erste Hochblüte des Piut, als deren Exponenten wir Jannai und Kalir betrachten dürfen, charakteristisch, daß zu der accentuierenden Metrik der Reim tritt, und zwar als konsequent und obligatorisch, nicht, wie in den Stammgebeten, als sporadisch und fakultativ verwendetes Kunstmittel. Es entstehen so Verse von der Art, wie sie das Arabische im Koran und in der dichterischen Gattung der Makame verwendet, die uns Deutschen durch Friedrich Rückerts geniales Übersetzungswerk „Die Makamen des Hariri oder die Verwandlungen des Abu Seid von Serug“ nahegebracht wurde. Ausgiebig wird das alphabetische Akrostich verwendet, das ja schon das Alte Testament — z. B. in Ps. 119 — kennt: die einzelnen Verse oder Halbverse oder auch gleichgroße Gruppen von solchen beginnen der Reihe nach mit den einzelnen Buchstaben des Alphabets. Auch die Umkehrung des alphabetischen Akrostichs kommt vor, d. h. der erste Vers beginnt mit dem letzten Buchstaben des Alphabets, der zweite mit dem vorletzten usw. Eine Abart des Akrostichs ist das Kryptogramm: hier beginnen

⁶ Der Schocken-Verlag hat für das Judentum eine Bedeutung, die etwa mit der des Hauses Herder in Freiburg für den Katholizismus zu vergleichen ist.

⁷ Dr. M. Zulay ist Schüler von Prof. P. Kahle in Bonn (jetzt Oxford), aus dessen Seminar eine Reihe tüchtiger Arbeiten über die ältere Geschichte der jüdischen Liturgie hervorgegangen sind.

⁸ „Zwischen den Wänden des Forschungsinstitutes für hebräische Poesie“ (hebr.) in: „An der Quelle“, Festschrift für Salman Schocken (Jerusalem 1948–52) Seite 83–124 (hebr.). Über die Bedeutung des Genizafundes überhaupt, vgl. P. Kahle, *The Cairo Geniza*, London 1947.

⁹ Piutim Jannai melukkatim mit-toch kitbe hag-geniza (Berlin 1938) (hebr.); Ergänzungen dazu Gedenkschrift für Immanuel Loew, Budapest 1947, Seite 147–157 (hebr.).

¹⁰ Ginze Kaufmann = Genizah Publications in Memory of Prof. Dr. David Kaufmann I (Budapest 1949, Seite 3–35 (hebr.). Vgl. *Theol. Revue* 48 (1952) Seite 142.

¹¹ M. Zulay, *Jozeroth limoth chol* (Gedichte zur Benediktion „Jozer“ für die Werktage) in „Kobez al jad“, Neue Serie III Jerusalem 1939, Seite 3–33.

S. Widder, *Pijute limoth chol* (Lieder für die Werktage) in *Ginze Kaufmann I* (Budapest 1939, Seite 31–92).

A. Schreiber, *Every day Q'roboth from Kaufmanns Collection* (hebr.) *Tarbiz* XXII (5711 = 1950/51) Seite 167–173.

die Verse oder Halbverse oder die Worte eines Satzes nacheinander mit den Buchstaben eines Namens, meistens des Verfassers¹².

Noch bedeutsamer für die Entwicklung der Form ist, daß die Piutim ja keine freie Lyrik sind, sondern Kultdichtung, Ausschmückung und Erweiterung einer geprägten Form, in die sie sich einfügen müssen. Der Piutan muß also immer wieder auf gewisse Stellen der Stammgebete und zuweilen auch der Sabbat- oder Festperikopen einlenken. Dazu kam für das Zeitalter Jannais und Kalirs noch eine aus der damaligen Judengesetzgebung des byzantinischen Reiches sich ergebende Schwierigkeit: der Piut mußte die durch die Verbote der oströmischen Kaiser, zuletzt Justinians I. (527—565) unmöglich gemachte Unterweisung der Gemeinde in Thora und Mischna ersetzen¹³. Es galt also, in den Piutim möglichst viel einschlägiges Material in gedrängter Form unterzubringen.

Das alles waren harte Bindungen, unter deren Last schwächere poetische Begabungen fast notwendig zusammenbrechen mußten, nur Dichter mit starker Gestaltungskraft waren fähig, trotz aller dieser Behinderung ihrer Freiheit Großes zu leisten. Gleichwohl sind auch deren Werke schwere Kost — nicht nur für uns Nichtjuden; auch an die, für welche sie zunächst bestimmt waren, stellten sie strenge Anforderungen, sind freilich auch für alle, die sich an ihnen erbauen konnten und noch erbauen können, ein ehrendes Zeugnis für den hohen Stand ihrer religiösen Bildung.

Jedenfalls sind aber die teils neuentdeckten, teils neu eingeordneten oder sonst in neue Beleuchtung gerückten Texte für die Erforschung der Geschichte des religiösen Lebens des Judentums von großer Wichtigkeit. Wenn wir jetzt aus der Zeit vor dem zehnten Jahrhundert nicht nur ein paar Namen kennen, die uns nichts sagen, sondern Lebenswerke religiöser Dichter oder wenigstens mehr oder weniger umfängliche Bruchstücke von solchen, so heißt das, daß der Beginn der Piutliteratur um ein halbes Jahrtausend, nämlich in das fünfte Jahrhundert, vorgerückt ist. Er fällt also in jene Periode, in der die Entwicklung des Talmuds noch in vollem Gange ist. Wenn die Sichtung und Edition des liturgischen Materials aus der Geniza zu einem Abschluß gekommen oder gar das von M. Zulay¹⁴ geforderte Corpus der Piutim Wirklichkeit geworden sein wird, dann wird auch die Zeit da sein, wo man eine Geschichte der Religion des Judentums ohne Berücksichtigung der neugewonnenen Kenntnis der Liturgie so wenig schreiben können, wie etwa eine innere Geschichte der katholischen Kirche ohne Einbeziehung der Gedankenwelt des Breviers oder Missale, des Rituale und deren Vorläufer. Wenn wir z. B. bei Saadja Gaon, der auf der Grenzscheide zwischen Altertum und Mittelalter steht, in einem kürzlich aufgefundenen Bußgebet (Selicha)¹⁵ dieselbe Haggada (Überlieferung) finden, die uns aus

1. Kor 10, 4 bekannt ist, so wissen wir, daß wir sie nicht als eine gelehrte Marotte weltfremder Rabbiner abtun können, sondern als lebendigen Besitz der Gemeinde erachten müssen. Oder wenn wir bei dem gleichen Autor eine Selicha finden¹⁶, die an Michas 6, 3—5 erinnert und daher den Improperien der Karfreitagsliturgie der katholischen Kirche gedanklich ähnlich ist, weil beide Texte die Wohltaten Gottes und den Undank des Volkes einander gegenüberstellen, so werden wir — übrigens nicht zum ersten Mal, sondern wieder einmal — darauf aufmerksam gemacht, daß der Vorwurf der Werkgerechtigkeit, der meistens in sehr verallgemeinerter Form erhoben wird, eine der „terribles simplifications“ ist, die das Verhältnis zwischen Judentum und Christentum so oft vergiftet haben. Diese paar Hinweise mögen genügen.

Eine andere Frage ist aktueller: werden diese neuen Erkenntnisse das liturgische Leben der Judenheit unserer Tage und der nächsten Zukunft beeinflussen? Eine Antwort zu geben, ist sehr schwer, ja fast unmöglich. Es steht hier vor allem im Wege, daß die natürliche Scheu jedes religiösen Menschen, Außenstehenden Einblick in das Heiligtum seiner Seele zu gestatten, beim Juden durch die Erlebnisse von Jahrhunderten und insbesondere die entsetzlichen Schicksale der jüngsten Vergangenheit noch erheblich gesteigert ist. Es ist also klar, daß diese internen Fragen in Veröffentlichungen behandelt werden, welche dem in das jüdische Geistesleben nicht Eingeweihten nicht ohne weiteres bekannt sind. Auch daß ein regulärer Buchhandel zwischen Israel und Deutschland sich noch immer nicht ermöglichen läßt, muß von jedem, der auf diesem Gebiet arbeitet, als ein schweres Hindernis empfunden werden. Die fatale Neigung, Schwierigkeiten, die sich infolge der Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse für die Ausbildung der Theologiestudierenden ergeben, durch Abstriche am Alten Testament und das bedeutet praktisch: durch Verzicht auf das Hebräische (oder wenigstens durch Herabminderung der Anforderungen in diesem Fach) auszugleichen, wirkt sich auch ungünstig aus, weil dadurch die Zahl derer reduziert wird, die fähig wären, sich in das moderne Hebräisch einzuarbeiten, was für den des biblischen Idioms Kundigen nicht übermäßig schwer ist. So wird es manchem, der dazu imstande wäre, geradezu unmöglich gemacht, die neueste Entwicklung auf diesem Gebiete zu verfolgen.

Immerhin kann man feststellen, — und diese Beobachtung datiert nicht von gestern und vorgestern, — daß Palästina viele Juden wieder in lebendige Verbindung mit dem angestammten Glauben bringt — schon dadurch, daß im Lande der Väter der innere Sinn manches Brauches, der in der Diaspora nur formaler Gehorsam gegen den Buchstaben des Gesetzes ist, wieder deutlich und lebendig wird. Freilich endet diese Rückwendung nicht immer in der alten Orthodoxie etwa ostjüdischer Prägung. So tritt auch die Liturgie wieder in das Blickfeld des religiösen Interesses. Allerdings gibt es Kreise, die sie als „verkrustet“ empfinden¹⁷, wobei man freilich fragen kann, ob die Verkrustung nicht etwa auch auf seiten der Persönlichkeiten vorliegt, welche diesen Vorwurf erheben. Aber es scheint gesagt werden zu dürfen, daß innerhalb und außerhalb Palästinas zahlreiche Veröffentlichungen zur Liturgie erscheinen, nicht nur rein wissenschaftliche, sondern auch solche, welche weitere Kreise in den Sinn der gottesdienstlichen Bräuche

¹² In den von Jannai verfaßten Piutim erscheint regelmäßig an einer bestimmten Stelle das Kryptogramm seines Namens. Daß diese Kunstform bis heute unter den Juden lebendig geblieben ist, beweist die Tatsache, daß auf ihren Friedhöfen sich zahlreiche Grabsteine, auch aus neuester Zeit finden, auf denen Lobsprüche auf den Verstorbenen stehen, deren Verse oder Sätze mit den Buchstaben seines Namens beginnen.

¹³ Den Text der einschlägigen Novelle Justinians bringt (in Übersetzung) P. Kahle, *The Cairo Geniza* (London 1947), Seite 33—35.

¹⁴ M. Zulay, „A plea for a corpus of Geniza Pijjutim“ (*Journal of Jewish Studies* I (1948) 111—115; *Kinnusam shel pijjute hag-genizah in: Hak-kinnus ha — olami ol l'madda'e haj — jehuduth* (Jerusalem 5712 = 1952) Seite 261—266.

¹⁵ M. Zulay, „J'h selichoth hammejuchasoth lerabbi Saadiah Gaon (Zwölf Bußgebete, dem R. Saadiah Gaon zugehörig) in: *Tarbiz* XXIII (1912 = 1951/52) 114.

¹⁶ a. a. O. 114 (Nr. 2 der veröffentlichten Texte).

¹⁷ Vgl. den Bericht über den Vortrag von Rabbi Dr. E. Messinger „Die religiöse Hoffnung des jüdischen Volkes heute“ in: *Rundbrief*, III. Folge, 1950/51, Nr. 10 11, 17.

einführen wollen, wie etwa das Büchlein von Rabbi Frenkel über die Feier der Neumondtage¹⁸. Man darf wohl hoffen, daß dieses erwachte Interesse jüdischer Menschen für ihre Liturgie Frucht tragen, alte Formen neu beleben, vielleicht manchen jahrhundertlang vergessenen Text wieder dem lebendigen Gebrauch der Synagogengemeinden zurückgehen oder sogar ganz neue Formen schaffen wird¹⁹.

¹⁸ Rabbi K. E. Frenkel, Olath haChodesch (Neumondopfer) Tel Aviv (in hebr. Sprache verfaßt). Ich gedenke an anderer Stelle auf diese Schrift näher einzugehen.

nagogengemeinden zurückgehen oder sogar ganz neue Formen schaffen wird¹⁹.

¹⁹ Zwei Bücher von A. Broides, welche Lieder zur Feier des Sabbaths veröffentlichten, und zwar auch solche aus der modernen hebräischen Dichtung, liegen mir nicht vor. Selbst wenn es sich nur um Gesänge handeln sollte, für die häusliche Sabbatfeier bestimmt, wären beide Werke für den behandelten Zusammenhang von großem Interesse. Beide Büchlein sind mir inzwischen zugänglich geworden. Ich gedenke im nächsten Bande des „Archivs f. Literaturwissenschaft“ über sie einiges zu sagen.

5. „Die Heilige Schrift in christlicher und jüdischer Sicht“

Bericht über die Mannheimer Studententagung des Deutsch-Evangelischen Ausschusses für Dienst an Israel vom 23. bis 26. Februar 1954

Von Prof. Dr. A. Uögle - Freiburg i. Br.

Die 6. Studententagung „Kirche und Judentum“ verlief unter der vorbildlichen Leitung von Prof. Dr. K. H. Rengstorf - Münster und Oberkirchenrat Dr. O. von Harling - Hannover in den nun schon bewährten und bekannten Formen. Mannheim war ein recht geeigneter Ort dieser erneuten Begegnung von Christentum und Judentum. Dieses Empfinden klang schon am Eröffnungsabend im Saal des Wartburghospizes aus den Begrüßungsansprachen der Herren Prof. Rengstorf, Landesbischof D. Bender, Oberkirchenrat Dr. Kopp von der pfälzischen Landeskirche und Beigeordneter Dr. Fehsenbekker als Vertreter des Oberbürgermeisters Dr. Heimerich - Mannheim. Auch die große Zahl der Teilnehmer, darunter Gäste des europäischen Auslandes, nicht zuletzt auch zahlreiche Theologiestudenten aus Tübingen und Heidelberg, bekundete ein echtes Interesse für das Anliegen gerade dieser Mannheimer Tagung. Der dem Begrüßungsteil folgende Vortrag H. Flügel's von der Evangelischen Akademie Tutzing über „Die Heilige Schrift und die menschliche Kultur“ bot in teilweise subtilen Gedankengängen eine feinsinnige Einstimmung in das gemeinsame Bemühen um Geheimnis und Anspruch der Heiligen Schrift: von Natur aus ist der zur Freiheit erschaffene Mensch ein Genie, mit der Potenz des Schöpferischen ausgestattet. In aller menschlichen Kulturschöpfung liegt aber eine zentrifugale Tendenz, die Neigung zu Abfall und Emanzipation, die ihrerseits dem menschlichen Dasein bedrohlich werden. Der althellenische Mythos von Prometheus bezeugt in gleicher Weise wie das Beispiel der städtegründenden Kainiten der Bibel, daß alles Kulturschaffen schwerster Versuchung ausgesetzt ist. Der Mensch braucht bei allem Schaffen eine Bindung: er darf nicht vergessen, in wessen Auftrag er letztlich handelt, damit er nach einem Wort Guardianis wieder „Macht über seine Macht“ erlange.

Das Thema des ersten Tages lautete: „Das Geheimnis der Heiligen Schrift“. Prof. Dr. Lic. O. Michel - Tübingen bereitete es vor durch eine tiefgründige und warme Exegese der 3 Verse Matth 5, 17—19, die samt und sonders für die Autorität des Alten Testaments eintreten. Das eschatologische Gerichts- und Verheißungswort des letzten Verses (5, 19) wendet sich an die Glieder der Synagoge und der Kirche: Gottes Gerichtsurteil wird den absoluten Maßstab für „groß“ und „klein“ enthüllen.

Die Frage, worin das Geheimnis der Heiligen Schrift liege, wurde von den beiden Referenten des Tages verschieden beantwortet. Oberrabbiner Dr. Holzer - Dortmund gestand eingangs, die Formulierung des Themas bereite ihm Sorge; trotz ihrer dunklen Stellen sei die

Heilige Schrift für das Judentum kein Geheimnis und dürfe dies gar nicht sein, so ihr die Lebensnormen zu entnehmen seien. „Das Verborgene gehört dem Ewigen, unserem Gotte, das Offenbare gehört uns und unseren Kindern immerdar, daß wir alle Worte dieses Gesetzes befolgen“ (Deut. 29, 28). Selbst Satzungen, deren Grund im Verborgenen liegt, sich also allem menschlichen Nachsinnen entzieht — als Beispiele seien auch die Speisegesetze zu nennen —, gehören zum Offenbaren als „Beschuß des Königs“. So besage Psalm 25, 14 deutlich: das Geheimnis des Ewigen, des Herrn, ist denen gegeben, die ihn fürchten und sich an ihn gebunden wissen, die sich in jeder Situation ganz und gar von dem in der Vergangenheit gesprochenen Gotteswort bestimmen lassen. Auf die Frage der späteren Aussprache, worin das Geheimnis innerhalb der Geschichte Israels liege, antwortete der Referent, von einem Geheimnis könne man reden, insofern vergangene Geschehnisse, Perfecta so zeugungskräftig sind, daß sie für die Gegenwart Bedeutung haben. Er erläuterte dies an der Feier des Seder-Abends: jeder soll sich vorstellen, er sei selbst aus Ägypten ausgezogen.

Oberkirchenrat Dr. Knolle - Hamburg entwickelte folgende Grundgedanken: Das Neue Testament bekennt sich zur Einheit mit dem Alten als Heilige Schrift. In beiden redet Gott, in beiden begegnen wir der einmaligen Offenbarung Gottes. Das Geheimnis der Schrift ist das Königtum Gottes als Vollendung seines Willens! Von dieser Vollendung kann aber das Alte Testament keine Kunde geben. Auch das Gesetz ruft nach wie vor nach Erfüllung. Vom Gesetz, von der Prophetie und von Israel als Heilsvolk her ist das Alte Testament offen nach der Zukunft hin. Das Königtum Gottes als Vollendung seines Willens, das ist das Geheimnis, das im Alten Testament noch verborgen ist, aber auch im Neuen Testament, nach der Menschwerdung Gottes, nach dem erfolgten Anbruch der Gottesherrschaft im Christusgeschehen seine Verborgenheit nicht verliert. Die Erfüllung steht auch im Neuen Bunde unter dem Zeichen des „noch nicht“. Das Geheimnis der Gottesherrschaft bleibt auch hier noch ein wirkliches Geheimnis. Das eschatologische Geschehen liegt als das Geheimnis über beiden Testamenten.

Die Aussprache stellte eine Reihe Fragen zur Diskussion: vor allem die Frage, worin schließlich das Geheimnis der Schrift, das die beiden Referenten so verschieden verstanden, zu erblicken sei. Liegt es im Halten der Gebote? Wo bleibt dann das Opfer? Spiegelt sich das Geheimnis der Schrift im Geheimnis der Erwählung: Israels unter den Heidenvölkern, der Kirche des Mes-